

Künstler-Novelle von W. Windler.

„Ich habe immer Karriere machen wollen“, sagte Hildegard Graun, indem sie den Kopf leicht seitwärts warf, „und ich habe jetzt den Höhepunkt meiner Wünsche erreicht.“

Frau Penfield und ihre Tochter Sarepta bildeten auf die schöne Hildegard ungefähr in derselben Weise, wie eine Gesellschaft gewöhnlicher, wenn auch sehr nützlicher Hausfrauen vielleicht auf einen ausländischen, goldglänzenden Paradiesvogel bilden würde, der zufällig in ihre Mitte geraten wäre.

Die Thüre des Farmhauses stand weit offen; der Sonnenchein reflektierte förmlich auf den schneeweißen Dielen des Hausgangs und bildete einen See von Licht, während die Sonne sich tiefer und tiefer senkte.

Hildegard hatte ein Beilchenbouquet in der Hand, als sie an dem weit offenen Fenster stand, obige Worte sagte. Es war ein schönes, zartgebautes Mädchen, mit großen, hübschen Augen, deren freundlicher Blick zu Berien begeistern konnte. Sarepta Penfield war an ihrer Seite aufgewacht, aber Sarepta war ihr ebenso wenig ähnlich, wie der Tag der Nacht ist.

„Gut“, sagte Frau Penfield, einen Strickstrumpf aus ihrem Arbeitskasten nehmend, „ich glaube, daß wir nicht immer unsere Ansichten und Gefühle kontrollieren können, aber mir ist, als ob es nicht ganz passend sei, wenn sich eine junge Dame, in ein öffentliches Atelier — das ist ja wohl der Ausdruck dafür — setzt, wie ein Mann, und in Marmor aushaut und in Thon knetet.“

„Warum sollte das eine Frau nicht eben so gut thun können wie ein Mann?“ fragte Hildegard erregt. „In der Kunst gibt es kein Geschlecht.“

„Du magst das besser wissen“, entgegnete Frau Penfield, indem sie mit nervöser Schnelligkeit strickte, „aber ich kann mir nicht helfen und glaube fest, daß Du glücklich und zufriedener geworden wärest, wenn Du dich häßlichen Entstellungen, eines braven Mannes Weib zu werden, Dich ruhig an seiner Seite niederzulassen und Deine Tage hindurch, wie es der Herr vorgezeichnet hat in seiner heiligen Bibel.“ Die alte Dame sagte das mit einem eigentümlichen Blick über die Brillengläser fort, nach ihrem Sohn Edwin hin, der, in seine Arbeit vertieft, an einem Tisch saß und Smeralden sortierte.

„Nun, Tante Penfield, das ist Unfug!“ erwiderte Hildegard schnell. „Welches Recht haben wir wohl, anzunehmen, daß der liebe Gott gewollt hat, jedes Weib müsse eine Hausfrau werden? Warum hat er mir Talente gegeben, wenn ich sie nicht gebrauchen soll? Sei nicht böse, Tante,“ sagte sie schnell hinzu, als sie bemerkte, daß ein Schatten über das gute, alte Gesicht der Frau Penfield glitt, „sei nicht böse; ich weiß, Du hast mich erzogen und bist mir eine gute Mutter gewesen, aber die kleinen Enten laufen doch in's Wasser, was auch die alte Henne thun mag, welche sie ausbrütete, und ich kann nichts für meine Natur.“

„Gut“, sagte Frau Penfield darauf, „ich hoffe, daß es Dir gut gehen wird und daß Dir Alles gelinnet. Sarepta, geh' und sieh' doch einmal nach, ob das Feuer in Ordnung ist für den Thee.“

„Es ist keine Gefahr vorhanden, daß es mir misslingt“, entgegnete Hildegard ruhig. „Meine kleine Statuette der Göttin der Nacht hat mir einhundertfünfzig Dollars eingebracht.“

„Oh“, machte Tante Penfield, „ich begreife nicht, wie es Menschen geben kann, die solche heidnische, halbnaakte Figuren auf ihr Kaminsims stellen mögen.“

„Und mein kleines Basrelief, das Fatum“ bringt mir sechzig Dollars, sobald es fertig ist“, sagte Hildegard triumphierend hinzu; „das ist auch der Grund, weshalb ich bald wieder abreisen muß, da es Frau Dorjan für ihr Geburtstagsfest am siebzehnten dieses Monats bestellt hat.“

„Es ist eine kurze Visite, die Du uns machst“, sagte Frau Penfield unzufrieden, „und ich sehe ganz deutlich, wie die Sachen stehen — die kleinen neuen Stadtfreunde haben die alten Bekannten vom Lande aus Deinem Herzen verdrängt.“

„Natürlich, man glaubt sich immer vernachlässigt von seinen Freunden“, entgegnete Hildegard etwas vernürrt, „aber Du darfst mir glauben, Tante Penfield, daß ich Deine Güte nie vergessen werde.“

Edwin hatte das alte, braune Pferd an den mit Büffelfellen ausgelegten Wagen gespannt und fuhr Hildegard am nächsten Morgen nach dem Eisenbahn-Depot.

„Du kommst doch und besuchst mich in meinem Atelier?“ fragte Hildegard sanft, als der Wagen am Depot hielt. Sie hatte während ihres kurzen Besuchs nur gleichgültige Worte mit Edwin gewechselt und sie wußte doch ganz genau, daß sie die angebotene Mühe dieses treuen, biederen Männerherzens war.

„Wünschst Du, daß ich zu Dir komme, Hildegard?“ fragte er. Und als er bei der Frage zu ihr aufblickte, mußte sie sich gestehen, daß eine gewisse männliche Schönheit in diesen dunklen Augen diesem Charakterfesten

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 12. September 1902.

Jahrgang 23 No. 2.

Munde und dieser sonderbrannten Stirn lag.

„Geduld wünsche ich es, soll ich Dich vielleicht noch einmal bitten?“

„Gut, so komme ich!“

Und Hildegard lehrte nach der Stadt zurück, um ihre Karriere zu machen. Es war ein gewisser Genius in diesem ungehulpen, einfach erzogenen Mädchen und die Welt begann langsam auf das Leuchten seiner Fadel aufmerksam zu werden.

Die Aprilbeilchen waren längst von den Hügel verschunden und die weißen Rosen an der steinernen Thürschwelle des Farmhauses begannen eben zu blühen, als Edwin Penfield sein Wort hielt und zur Stadt ging. Einem schönen Junimorgens trat Edwin unangemeldet in Hildegardens Atelier.

Was war das dort eine schöne pittoreske Scene! Das Zimmer erschien mit dunklem Sammet drapiert und erhellte sein Licht von oben durch ein gewöhnliches Glasfenster. Über den moosgrünen Teppich und über Stagen und Tische zerstreut lagen sich in malerischer Unordnung kleine Kunst- und Luxusgegenstände, und das verstreut von einem grünleuchtenden Vorhang sah man den weichen, hochgehobenen Arm und die schöne Marmorstatue einer Nymphe, die wahrscheinlich erst ihrer Vollendung entgegenging.

Hildegard sah vor dieser Statue in einem Arbeitsstuhle. Ihr Auge glänzte, ihre Wangen waren geröthet, ihre ganze Figur erschien wie elektrifiziert von ihrem Kunstenthusiasmus. Aber sie war nicht allein. Zwei Damen, in indische Cashmirshawls gehüllt, mit Strümpfen und Diamanten am Körper, betrachteten den Marmor gewordenen Traum einer schönen Menschenseele durch trübselige Brillengläser und ein halbes Duzend Herren stand herum und schauten und lachten und tobten und einer von ihnen — ein dunkler, schlankgewachsener Mann mit schönen Augen — flüsterte Hildegard vertraulich nach in's Ohr, so daß ihre seidenen Lippen leise im Hauche seines Mundes zitterten.

„Hildegard!“

„O, Edwin, bist Du es?“

Sie sprang auf und empfing ihn mit ausgetrockneten Händen, aber er sah doch, daß sie von seinem Erscheinen überrascht war, und zwar nicht sehr angenehm. Sie stellte ihn flüchtig ihren Freunden vor; sie ließ sie ihn mit verzeihlicher künstlerischer Eitelkeit sogleich auf ihr neuestes Werk, auf die halbvollendete Marmorgruppe aufmerksam und beachtete es nicht, daß die trübseligen Damen in Seide und Diamanten ihre Augengläser in eigentümlicher Weise auf ihn richteten. Aber Edwin Penfield fühlte diese Blicke wohl, ohne sie zu sehen, und sein Blut begann zu wallen in ihm, denn es ist peinlich sich in einer Gesellschaft zu wissen, zu der man nicht gehört.

„Hildegard“, fragte er, als sie ihn zurück zur Thüre drückte, „wer ist dieser Colonel St. Serre?“

„Einer meiner Freunde“, erwiderte sie erköstlich und schlug die Augen nieder.

„Ist er Dir nichts weiter, als ein Freund?“

„Nein — wenigstens bis jetzt noch nicht!“

„Es ist mir angenehm, daß zu hören“, sagte er bitter, „denn der Mann ist ein Ged!“

„Ach, Edwin, Du weißt eben nicht, wie gut, wie edel er ist.“

„Ich sehe schon, wie es steht“, entgegnete er kalt, „Du liebst ihn!“

„Edwin, Du hast kein Recht, so mit mir zu sprechen.“

„Ich weiß es“, brach er kurz ab. „Gott erhalte Dich, Hildegard, und bleibe gesund — es ist nicht wahr-scheinlich, daß wir uns je wiedersehen!“

„Und warum nicht?“

„Weil unsere Lebenswege weit auseinandergehen. Du bestiegst das Flü-gel Pferd, ich den Adersattel. Aber so-leist Du je einen Freund zu gebrauchen, so erinnere Dich meiner; Du weißt ja, wo ich bin.“

So schied sie. Und als sie in ihr glänzendes Atelier zurückschritt, da dachte sie vielleicht, wie unwahrscheinlich es sei, daß sie je seiner bedürfen würde, denn man sprach schon öffentlich von der Verlobung der jungen, schönen Künstlerin mit dem reichen, lebenswüthigen Oberst St. Serre, und die Zukunft öffnete ihre blumengeschmückten Pforten für sie mit der Einladung, nur hineinzuhüpfen und zu genießen.

„Nicht blind! Nur nicht blind!“

O, bei der Liebe des höchsten Gottes, sagen Sie mir nicht, daß ich blind werde!“

Des guten alten Doktors Herz kloppte bei dem Aufschrei des bleichen, jungen Mädchens, welches vor ihm auf dem Krankenbette lag.

„Nun, vielleicht nicht ganz blind, Fräulein Graun“, entgegnete er beruhigend, „aber Sie werden jedenfalls nie wieder ganz gut sehen. Sie haben Ihre Augen überanstrengt und die beleidigte Natur rächt sich immer selbst. Obgleich ich damit nicht sagen will“, sagte er gutmüthig hinzu, „daß Sie allein die Schuld tragen, der äh-nliche Marmorstaub und Ihr Naturell kommen dabei auch sehr in Betracht.“

Hildegardens Kopf sank matt hin-ter über in die Beistühle und ihre Lippen zitterten. War das das Ende aller großen und schönen Träume? Blind mit einundzwanzig Jahren und vor ihr lag noch eine fürchterliche, lange Lebenszeit mit nichts in sich, als die Leere, die Nacht, den ewigen Schat-ten.

„Hat sich Colonel St. Serre nicht während meiner Krankheit nach mir erkundigt?“ fragte sie matt ihre Freundin, welche neben ihrem Bette in einem Armstuhle saß.

„Also haben Sie nichts davon ge-hört!“ rief Fräulein Watton mit weit offenen, verwunderten Augen. „Colonel St. Serre ist schon vor zwei Wo-chen nach Europa abgereist. Ich glaube, es würde Ihnen das irgend Jemand mitgeteilt haben?“

Hildegard sagte nichts, aber sie biß sich ihre Oberlippe fast blutig. Das war also der Mann, welcher für sie durch Feuer und Wasser gehen wollte. Armes, armes Mädchen! Sie wurde in mehr als einer Beziehung entzau-ber.

„Haben Sie für mich an Penfield's geschrieben?“ fragte sie wieder nach einer kleinen Pause.

„Ja, schon vor drei Tagen!“

„Und Sie haben Niemand gesandt, nichts geschrieben?“

„Bis jetzt noch nicht!“

„Sie sind sich alle gleich“, murmelte Hildegard, „so, warum hat man mich nicht sterben lassen, es wäre besser und menschlicher gewesen und ich wäre Niemand mehr zur Last gefallen!“

Die Stunden krochen langsam da-hin. Hildegard, die sich ihren Kopf mit ihren Gedanken jermarterte, fiel endlich in einen ruhigen Schlaf. Als sie wieder erwachte, war die Sonne untergegangen und es herrschte die Abenddämmerung im Zimmer der Reconalescentin, aber es war noch hell genug, um jemand an ihrem Bei-sein zu sehen, der nicht ihre gewöhn-liche Wärterin war.

„Edwin!“ schrie sie auf, als traute sie nicht recht ihren blassen Augen.

„Du mußt Dich nicht erschrecken, Hildegard“, sagte er ruhig, „ich bin nur gekommen, um Dich heimzuho-len.“

Zurück noch einmal zu dem grün-sammetnen Beistellstuhle und den darüber hin tanzen den Schmetterlingen in der alten Penfield-Belmadh — zurück in die heubehutende Luft und zu all den Schönheiten des Landelbens! Hildegard fühlte wie Jemand, der einen schweren Traum gehabt hat und endlich erfreut erwacht.

Sie wurde alle Tage gesunder und stärker; die Röthe der Wangen kehrte zurück mit dem Appetit, aber der Him-melstregen des Augenlichts stellte sich nicht mehr ein, sie verlor die letzte Spur ihrer Selbstkraft und blieb unrett-bar blind.

„Edwin“, sagte sie eines Abends, nach einer langen, traurigen Schmei-samkeit und einem melancholischen Ansdgesehretsein, „ich habe mir längst hin und herüberlegt, was zu thun ist. Diese Art zu leben oder dahin zu ver-gleiten, kann nicht mehr länger so fortgehen, so süß es immerhin für mich sein mag.“

„Nein“, sagte Edwin trocken, „es kann nicht mehr länger so gehen, Hil-degard.“

„Ich fürchte, daß Du so denken würdest, Edwin“, sagte sie, während eine tödtliche Blässe ihre Wangen überzog.

„Hildegard“, unterbrach sie Edwin Penfield, „ich habe nicht den Muth, Dich früher zu fragen, aber Deine Worte machen es notwendig. Hil-degard, theure Hildegard, willst Du mein Weib werden? Ich habe Dich lieb, Deine Kindheit geliebt und ich liebe Dich noch!“

„Aber, Edwin, ich bin blind!“ sagte sie und alles Blut schoß in ihre Wan-gen.

„Und was weiter, rief er. Ich habe Augen für uns Beide!“ rief er.

Hildegard streckte lächelnd die Hand aus; „Edwin, ich sehe Dich jetzt besser wie ich Dich je gesehen habe“, sagte sie, „ich bin die Deine.“

Ein weicher Gartenfing im rosigen Anvielecht des Abends, die munteren Stimmen spielender Kinder und ein Schemann, der sie noch immer so ärt-lich, aufmerksam und rüchlichswoll be-handelt wie vor langen Jahren — das ist Hildegardens Karriere. Und sie wünscht: es sich nicht einmal anders, wenn es auch sein könnte.

Die Radrennbahn am Congo.

Von Max Wundtke.

Oberförster Wahrenmund war ganz aus dem Häuschen. Wie ein Geistesabwesender lief er seit ein paar Tagen umher. Der Wald war ihm nicht abgebrannt, er hatte nicht etwa verkehrtlich auf einen Jagenboden geschossen, sein Dadel war nicht trant, seine Ta-batspfeife zog auch ... es gab also kei-nen ersichtlichen Grund, weshalb Ober-förster Wahrenmund den Kopf hängen lassen sollte. Und doch geschah es. Warum? War da am Stammisch zur „Goldenen Ente“ ein Mensch aufge-taucht, ein hergelauenes Subjekt — Schriftsteller nannte er sich — dem sein Wahlspruch „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt“ zu allen Knopf-löchern herausah. Nun, das hätte ihn auch weniger verdrossen, zumal dieser Mensch ein Unikum von froher Laune und Witz war, die Lebenswür-digkeit in Person zu sein schien und ei-nem handfesten, ferndeutschen Trunt nicht abgeneigt war. Was ihn an die-sem Herrn von Habenichtis, der sich da in der Goldenen Ente einquartiert hatte, verdross, war die Thatsache, daß jener wunderbare Geschichtler zu er-zählen verstand, Geschichten, eine immer interessanter und podender als die an-dere, — daß er, der lateinkundige Herr Oberförster, nahe daran war, sein langjähriges, unbestrittenes Renom-mee zu verlieren. Wenn Kade (so hieß der Schriftsteller) erzählte, dann war Oberförster Wahrenmund abgethan, und Kade hatte viel zu erzählen. Er rühmte sich, einer der gefüheltesten Schriftsteller zu sein; die größten Zei-tungen der Welt rissen sich um die Ehre, ihn zu ihrem Berichterstatter zu haben. Er war nämlich von Metier Reiseschriftsteller, wie er erläuternd be-merkte. So kannte er Afrika zum Bei-spiel viel besser als seine Tische, und wenn ihn der Gottseibeiuns nach seiner Meinung einmal bei Nacht und Nebel entführte und ihn mitten in der Sa-hara niederlegte, so wollte er sich ge-trauen, ohne Rindholz und ohne Nachtwächter nach Hause zu finden.

„Und wach schon Abenteuer er er-lebt hatte!“ Der Oberförster wurde gelb und grün vor Neid.

„Was treibt denn der Kerl eigentlich hier?“ fragte Wahrenmund den golde-nen Entenwirth in der Hoffnung, den unbequemen Vogel bald weiterstür-zen zu sehen.

Der Wirth zuckte die Achseln.

„Schreiben, Spagierengehen und — mit Verlaub zu sagen Saufen.“

„Kreuzbombenmillionen, dann muß er doch Geld haben?“

„Geld? ... Pumpern thut er.“

„Warum steden Sie denn da den Menschen nichts hinaus?“

„Na ... er bezahlt halt so mal zwischendurch eine Kleinigkeit.“

„Ja, aber die Schulden werden doch immer größer, und wenn er nichts hat ...“

„Nu, er hat mir schon seinen kostba-ren Pelz zum Pfand angeboten.“

„Einen kostbaren Pelz hat er? So ja?“

„Ja, das heißt, nicht hier ...“

„Nicht hier? Wo denn?“

„In Afrika, auf seinem Rittergut am Tschadsee.“

Der Oberförster brach in ein dröhnendes Gelächter aus.

„In Zentralafrika? Sie da! Ich bitte Sie um tausend Achtroschen-schilde ... wie kommt der Mensch in der Wüste Sahara zu einem Pelz?“

„Was weiß ich?“ entgegnete der Wirth unwirsch. „Er hat versprochen, ihn sich schicken zu lassen.“

Kopfschüttelnd ging der Oberförster davon. Als er am Abend an den Stammisch kam, gab's schon einen Heidenlärm. Die ganze Trint-Kum-panei war in Aufregung. Kade bot mit wahrhaft zwerchfellerschütternder Ueberredungskunst Allen an, wie rich-tig, wie er sagte, Schauerhaft viel Geld wäre zu verdienen. Er habe näm-lich mitten in der Kalahariwüste, so halbwegs an der Chauffee zwischen Kapstadt und dem Congo, eine Bier-Brauerei errichtet. Das Unternehmen florirt glänzend. Jedes Quartal könne er sich so an die tausend bis zweitausend Thaler in die Tasche stecken. Dieser Tage erst müsse wieder eine Ge-winnfindung aus seiner Bierbrauerei in der Kalahariwüste eintreffen. Er warte schon mit Sehnücheln darauf. Diese Verzögerung sei ihm sehr fatal. Aber sei es ein Wunder, wenn diese neueste Schöpfung seines ingenieürs Kopfes so arthartig prosperirte? In großen Städten, an Flüssen und Brun-nen, wo der Durst mit Leichtigkeit im Sandumdröhen gestillt sei — wo es überhaupt gar keinen reichthaffenen Durst gebe — da seien Bierbrauereien ebenfalls recht überflüssige Dinge. Aber da unten, im tropischen Afrika

... na, es liegt ja auf der Hand, daß so was gehen müsse.

Ob er denn da Flaschenverfand habe?

„Flaschenverfand? Unfinn! Wer wird da mit Flaschenverfand anfan-gen! Jeder rechtschaffene Regler nimmt sich Abends sein Fräskchen Bier mit in's Bett, und die leer getrunkenen Kräfte dienen als Wiegen für Negerbabies. Ja, und sehen Sie ... da hab ich mir gedacht: Die Sache ist noch bedeutend ausdehnungsfähig. Wirt nach dem alten Europa fahren und sehen, ob es noch helle Köpfe gibt, die ein aussichts-volles Unternehmen zu wärdigen wis-sen, sage ich zu mir. Na ... wer will? Jeder Betrag, über drei Mark, wird mit Vergnügen angenommen. Mein Gott, sind die Leute jaghaft! Bei mir ist so ein Krach nicht zu fürchten. Nicht? Na, dann hilf's nicht, dann muß ich halt die Erträgnisse meiner Radrennbahn dazu verwenden, die ich sonst für die Eisnacht auf dem Vi-torialis angelegt hätte. Denn Eis ist ein gesuchter Artikel da unten. Pro Pfund immer 'ne Mark, anders ist es nicht ...“

„Was?“ schrie der Oberförster da-zwischen, der schon ganz turpsten im Gesicht ausah vor Wuth. „Was? Eine Radrennbahn haben Sie auch?“

„O, gewiß, Herr Oberförster! So-gar die größte und am besten eingerich-tete der ganzen Welt. Direkt am Con-go, gerade da, wo dieser große Strom seinen bekanntesten Knick macht.“

„Zum Ausdud, Herr, wollen Sie uns mit Gemalt einen Bären aufbin-den? Wer fährt denn da unten Rad?“

Kade sah es dem Oberförster an, daß dieser keine Schonung mehr über-wähde, sobald er sich eine Blöthe gab. Er lächelte nur ein wenig, recht über-legen und von oben herab. Sein Plan war bereits entworfen.

„Nun, Herr Oberförster, es gibt da unten eine Menge Leute, welche Rad-fahren; aber für die ist meine Renn-bahn auch gar nicht angelegt, wenig-stens nicht in erster Linie.“

„Und für wen etwa?“

„Für die Affen, Herr Oberförster“, entgegnete Kade mit einem unerschüt-terlichen Ernst im Gesicht.

Sämmtliche Wäuler klapperten auf; sämmtliche Augen blickten sich auf ihn; aber keiner brachte vor Staunen ein Wort heraus.

Der Oberförster bekam die Besin-nung zuerst wieder.

„Aff ... Aff ...“

„Affen, jamohl. Sie haben doch schon vom Gorilla gehört? Nun sehen Sie — der lebt da — in zahlreichen Rudeln. Sie wissen auch, daß es kaum ein Thier von gewaltigerer Körper-kraft gibt als der Gorilla. Ein Tiger ist ein Weisentrabe dagegen. Wer auf Gorillas Jagd machen wollte, sollte sich vorher begraben lassen; denn nach-her ist's zu spät dazu. Kade“, sagte vor einigen Jahren mein Freund Ha-genbed zu mir — Sie kennen doch alle meinen Freund Hagenbed, den Thier-farawanen — Hagenbed? — „Kade“, sagte er zu mir, „wenn ich ein paar Gorillas haben könnte, ich wäre ein ge-machter Mann.“ Können Sie haben, Hagenbed, sagte ich zu ihm. Ja — er kratzte sich hinter den Ohren — „Kade ... es müssen lebendige sein, gesunde Thiere, für die zoologischen Gärten hm! Ich dachte eine Weile nach. Gut, sagte ich zu meinem Freund Hagenbed, machen wir. Ich besorge Ihnen Goril-las, lauter gesunde Thiere. Na, wenn Sie das fertig bringen“, meinte er. Und was that ich? Hören Sie zu! Ich eilte nach dem Konao, baute mitten im Walde, der von Go-rillas wimmelte, eine riesige Rad-Rennbahn und veranstaltete darauf mit einem Duzend Angelegter ein zweieinhalbzig Stunden - Rennen, dabei hatten wir die ganze Affengesell-schaft als höchst interessante Zuschauer. Ich ließ nicht eher nach, als bis meine sämmtlichen Räder entweder ohnmäch-tig oder verriekt geworden waren; denn am Konao hält's niemand zwei-undsechzig Stunden auf dem Rade aus wie anderwärts. Wie die Geschichte vorbei ist, schaffe ich meine Leute bei-seite und stelle die Räder offen in die Radrennbahn. Nichtig, ich hatte mich nicht getäuscht! Am nächsten Tage hatten die Gorillas das zweieinhalbzig-Stunden-Rennen topirt und so viele Burschen, wie Rennmaschinen da wa-ren, kauftten wie die Teufel die Bahn entlang. Nun hält so was auf die Dauer kein Affe aus, wenn's auch ein Gorilla ist, und bald purzelten die Kerle massenhaft von den Rädern und blieben kraftlos und ohnmächtig lie-gen. Aber da standen auch schon wie-der andere auf der Lauer, die sich auf die lebigen Fahrräder stürzten und mit frischen Kräften loslegten. bis auch sie unten lagen. Die Beffer waren so verlesen auf ihr Rennen, daß sie kaum danach hinguakten wenn meine Leute die ohnmächtigen Goril-

las aus der Bahn trugen, sie in die Zwanagsfäden steckten und gut verwa-hren. Ganze Schiffsladungen voll habe ich an Jagenbed gefickt. Und wenn Sie hinkommen wollen zu sehen — die Affen radeln heute noch wie beses-sen.“

Eine lange ängstliche Stille ent-stand. Dann aber erhob sich der Ober-förster, tappte schwer hinaus und schlug die Thüre mit Donnerkrachen hinter sich zu.

So laue Kade in der goldenen Ente war, ließ er sich am Stammisch nicht mehr sehen. Er hatte genug.

Ein Spitzbubenreich.

Zwei Polizisten verfolgten jüngst in Paris einen Taschendieb, den sie im Omnibus-Bureau der Rue Drouot bei der That überrascht hatten, durch die überfüllten Straßen. Es war ein junger, schlanker, ärmlich gekleideter Bursche, der in der Rue Rochefort vor den Augen der beiden Beamten plötzlich verschwand. Diese sagten sich, der Dieb müßte sich in einem der Häu-ser versteckt haben, und stellten sich da-her auf die Lauer. Der Bursche war inzwischen in eine Badeanstalt getre-tten, hatte eine Karte gelöst und er-schlich sich in der kühlen Pluth. Er fürchtete aber mit Recht, daß die Poli-zisten ihm noch immer auflauerten. Deshalb mußte er sich unentflich ma-chen, um sich fortzuschleichen zu können. Einem gewandten Spitzbuben konnte das an einem öffentlichen Ort nicht schwer werden. Er drang einfach in die Kabine eines anderen Badenden, zog dessen elegante Sommerkleidung an und ging stolz und ruhig an den beiden Polizisten vorbei, die in ihm den Burschen von vorn nicht wieder-erkannten. Als einige Minuten später der Besitzer des eleganten Kostüms das Bad verlassen wollte, gerieth er in furchtbaren Jörn, da er statt seiner sauberen Kleidung die Hülle des Tas-chendiebs in seiner Kabine aufgehängt fand. Der Besitzer der Badeanstalt bot ihm Ersatz für das gestohlene Kos-tüm, bat ihn aber, zur Vermeidung jedes Auffehens die Kleidung des Tas-chendiebs anzuziehen, damit er sich entgehen könne. Dem Herrn blieb schließlich auch nichts anderes übrig. Kaum war er aber auf der Straße an-gelangan, als die Beamten ihn als den Taschendieb beim Kragen saßen und auf die Wade führten. Hier klärte sich der Sachverhalt bald auf. Den Tas-chendieb hat man aber noch nicht be-kommen.

Wie man säumig Zahler einfüngt.

dieses große Geheimniß hat der In-haber einer Londoner Schneidernirma herausgebracht. „Sie haben in mei-ner Rechnung einen Fehler gemacht“, mit diesen Worten trat dieser Tage ein junger Mann erregt in seinen La-den. „Das ist unmöglich“, versicherte der Schneider sanft. „Es ist aber so“, antwortete der junge Mann heftig, „sehen Sie hier — 40 Schillings zu viel!“ Der Geschäftsinhaber verglich die Rechnung mit seinen Büchern.

„Sie haben recht, mein Herr“, gab er dann zu. „Ich werde 40 Schillings abziehen, und ... wieviel sagten Sie doch, das Sie darauf bezahlen wollten?“ Der junge Mann wurde roth, hustete und holte endlich eine Fünfpfund-Note hervor. — „Das wirt jedesmal“, sagte der Schneider vertraulich zu Einem, der dabei ge-standen. „Nichts bringt einen Mann zu solcher Eile, als wenn man ihm zu-viel auf die Rechnung legt. Wenn ein Kunde mit den Zahlungen zurückbleibt und sich fernhält, schide ich ihm eine zu hohe Rechnung. Er kommt mit der größten Eile, um den Fehler zu be-richtern, und ein wenig Diplomatie thut das Nothige. Das Beste aber ist, daß es keine Gefühle durchaus nicht so verleiht, wie wenn man das Geld von ihm einziehen ließe.“

Schlechte Furchtنامه.

Richter: „Sie sind zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt, können jedoch gegen das Urtheil Berufung einlegen, oder verzichten Sie darauf?“

Gauner: „Ich verzichte auf der Ur-theil!“

Glückliche Lage.

Schauspieler: „Meine Frau war so gefeiert, daß wir noch jüngst in der allüchtigen Lage waren, allein zwölf Armbänder verheben zu können!“

Im Dusek.

Kutscher (zum beneideten Fahr-gast): „Schön, wohin geht's denn?“

Fahrtgast: „Führen S' mich der-weit zum Haus Nummer 45. Die Kaffe werd' ich Ihnen später sagen!“

Immer zerfrent.

„Nicht wahr, Männchen, wenn ich vor Dir sterbe, läßt Du mich verbren-nen?“

„Und wenn Du später stirbst, was soll ich dann thun?“

Zu rückwärts.

Mann: „Ein höflicher Mensch, der neue Zahnarzt hier im Hause.“

Frau: „Ach ja, wenn der so unter-thänig grüßt, dann genirt man sich ordentlich, daß man solche gesunde Zähne im Munde hat!“

Im Gamen.

Professor: „Wie bestimmt man die Größe eines Oulinders?“

Kandidat: „Nach der Kopfwerte!“